

1. Luther ist der Vorkämpfer eines mündigen Christentums, das sich frei macht von Menschensatzungen und Ideologien. Der Glaube kann nicht autoritativ manipuliert werden, sondern muß seiner Wahrheit in eigener Überzeugung und Erfahrung gewiß werden. 2. Christliche Existenz verwirklicht sich mitten in der Welt. Luther lehrt nicht, wie heute oft fälschlich behauptet wird, die Flucht in die Innerlichkeit, sondern einen weltbezogenen und weltgestaltenden Glauben. Wer die Barmherzigkeit Gottes erfahren hat, wird für Gerechtigkeit in der Welt eintreten. 3. Der Christ lebt nicht von seiner eigenen Gerechtigkeit und Tüchtigkeit, sondern schlechthin von der göttlichen Vergebung. Aber auch die sogenannte Welt kann von nichts anderem leben. Die göttliche Vergebung ist die einzige Chance zur Verwirklichung der »Mitmenschlichkeit«, der echten Humanität.

Ein katholischer Theologe unserer Tage spricht von dem »Luther praesentissimus . . . dem wir Menschen dieser Tage zu begegnen haben«. Diese Begegnung würde sich lohnen — mehr als das rasch wechselnde Angebot modischer Zeitströmungen.

## WARTEN AUF DIE ZWEITE REFORMATION?

Von Werner Jetter

*Die nachfolgenden Ausführungen geben einen Vortrag wieder, den der Autor 1970 vor evangelischen und katholischen Publizisten in Tutzing gehalten hat.*

Die Tagungsleitung hat das heutige Programm mit vier schön paritätisch adressierten Reizworten attraktiv gemacht. Sie war — sicher mit Recht — der Meinung, es sei im Horizont des Wartens auf die zweite Reformation unerlässlich, heute nach der einen Seite hin von der *Mischebe* und vom *Zölibat* zu sprechen und in der anderen Richtung dann vom *Landeskirchentum* und von der Aufgabe einer *Demokratisierung in der Kirche*. Das sind in der Tat nötige und zugleich hochbrisante Reizworte, die auf kürzestem Weg sowohl in die Problematik der Hoffnung auf eine neue Reformation hinein-, wie auch an die Fragen der heute nötigen und möglichen kirchlichen Reformmaßnahmen heranführen. Ich kann zu diesen Einzelstichworten jetzt lediglich noch einige Bemerkungen machen, nachdem wir den Kontext der größeren kirchlichen Erneuerungshoffnung, in den sie gehören, ausführlich bedacht und auch die grundsätzlichen Probleme und Spannungen jeder heutigen Kirchenreform-Versuche vorweg erörtert haben. Ich möchte jetzt

aber insbesondere nicht daran vorbeigehen, daß die Tagungsleitung gerade diese vier Reizworte bereits unter einem sehr aufschlußreichen Vorzeichen subsummiert hat. Sie hat ihnen nämlich als eine Art von englischem Gruß und geradezu hellseherisch den Generalnenner »Verschleppte Entscheidungen« vorangestellt, und dies noch ohne Kenntnis des neuesten »Motu proprio« zum ersten der darunter angezeigten Teilprobleme, zur Mischehenfrage! Ein Skeptiker kann heute in der Tat schnell zu dem Vorurteil kommen, die Vokabel »Kirchenreform« und die Überschrift »Verschleppte Entscheidungen« seien nur verschiedene Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache.

1) Die *Mischehe* halte ich nicht für ein hochgespieltes, sondern für ein sehr ernsthaftes und bislang von der Kirche recht unzureichend und gänzlich vergeblich beschwichtigtes Problem. In der Mischehe werden nicht bloß, so wie auch an anderen Stellen, historische Großergebnisse, also hier die Kirchentrennung, zu einem zusätzlichen Familienproblem. Anders gesagt: in ihr müssen nicht nur institutionell ungelöste Koexistenzprobleme sozusagen im engsten Kreis, auf den Schultern von zwei Eltern und ihren Kindern samt der zugehörigen Großsippen (die oft eine besonders verhängnisvolle Rolle spielen!) im persönlichen Arrangement ausgetragen oder aber eben unter Risiken sowohl für die Betroffenen wie für deren Kirchen überspielt und verdrängt werden. Unter den zahlreichen Aspekten dieses Mischehenproblems scheint mir vielmehr heute ein ganz bestimmter Komplex besonders interessant geworden zu sein. Ich meine das, was die konfessionelle Haltung in dieser Frage gesellschaftlich verkörpert. Sie ist ja herkömmlich auf Abwehr eingestellt, um vorhersehbare Konflikte zu ersparen, und das ist seelsorgerlich sicher ein ehrenwertes Motiv. Aber repräsentiert sie damit nicht zugleich ein konfessionelles Besitzstandsdenken, ganz im Sinne jener reinlichen Gebietstrennung — *cujus regio, ejus religio* —, in der seinerzeit die erste Reformation so tragisch und so problematisch endgültig stecken geblieben ist? Dieses konfessionelle Besitzstandsdenken zusammen mit der seelsorgerlichen Abwehrhaltung ist sehr tief und sehr theologisch verankert im Selbstverständnis und in der Autoritätsvorstellung einer Kirche, die ihren Auftrag als sakramentale Heilsverwaltung versteht und ernstnimmt. Es sind ihr die Kräfte zur sakramentalen Durchdringung des natürlichen Lebens eingestiftet und anvertraut. Das heißt dann im Blick auf die Ehe, daß diese Kirche als das geistliche Volk Gottes sich nicht allein durch Wasser und Geist, will sagen durch die Taufe und den bewußten Glauben ihrer Glieder vermehrt und ausbreitet, sondern auch durch die sakramental integrierten christkatholischen Ehen und Familien. Man wird zugestehen müssen, daß es sich hier um eine ernsthafte und tief im Lehrgefüge verankerte Haltung handelt. Man wird vielleicht, wenn auch weniger leicht, die Nebenfrage

noch unterdrücken können, ob dabei nicht eine ganz bestimmte zeitgebundene Auffassung von Ehe und Familie sozusagen ins Zeitlose erhoben und mitzementiert werde. Die Hauptfrage aber bleibt laut und hart im Raum stehen: zwingt die zunehmende Zahl der Mischehen die Kirchen heute nicht dazu, gerade dieses Problem als ein Paradigma ihrer Situation in der pluralen Gesellschaft zu akzeptieren, als ein besonders konfliktträchtiges Lehrbuchmodell innerhalb der großen Gegenwartsaufgabe, ihre ihnen noch völlig unvertraute Rolle in dieser Gesellschaft neu zu definieren? Es stimmt traurig, wenn man kirchlicherseits dieser Situation statt mit Reformen mit Dispensen begegnen zu können hofft. Kommt am Mischehenproblem nicht besonders kraß heraus, wie sehr die überkommenen kirchlichen Ordnungen, nach Georg Pichts Worten, sich unterirdisch durch den Gang der gesellschaftlichen und geistigen Entwicklungen in ein System von Illusionen verwandelt haben? Dann geht es hier freilich nicht bloß um ein Problem der besseren Anpassung an die moderne Zeit und ihre Toleranzvorstellungen. Dann geht es um etwas sehr Wurzelhaftes. Denn die Kirche kann ihre Rolle in der Gesellschaft ja nicht gleichsam selbstherrlich, autark, aus der isolierten Dogmatik allein heraus auf dem Reißbrett entwerfen. Sie kann ihre Beziehungen zur umgebenden Gesellschaft auch nicht sozusagen als ein separates Kapitel ihrer Außenpolitik verstehen, das man gestalten kann, wie es sich gerade machen läßt. In ihrem Weltbezug und in ihrer Weltzuwendung definiert sie vielmehr gerade sich selber, ihr Proprium! Von daher gewinnt das Paradigma Mischehe für die Hoffnung auf eine kirchliche Erneuerung in der Tat reformatorische Relevanz und wird zu einer erheblichen Strapaze für die Geduld der Hoffenden!

2) Der *Zölibat* wird heute nicht minder leidenschaftlich erörtert. Auch dieses Problem hat eine größere Breite, als man sich für gewöhnlich klar macht. Es ist nicht bloß ein Priester-Nachwuchsproblem und damit eine Sonderfrage für die römische Kirche. Man wird darin vielmehr eine — freilich konfessionsspezifische — Zuspitzung jener Identitätskrise sehen müssen, die heute einen Großteil der kirchlichen Amtsträger ergriffen hat, wahrscheinlich unter Einschluß der vielleicht noch relativ am wenigsten davon tangierten griechisch-orthodoxen Kirche. Mindestens hierzulande ist das »Amt« gerade in »amtlicher« Hinsicht zu einem Problem geworden. Es geht um seine Besonderheit, beispielhaft in der Bestimmung seines Verhältnisses zu den Laienchristen. Und es ist zugleich in »beruflicher« Hinsicht zum Problem geworden, in seinem Verhältnis zur Kirche weniger als der Glaubensgemeinschaft, als vielmehr der Organisation, welche die »Beschäftigung mit der Religion« (»Religion as an occupation« — Fichtner) als Profession, als einen full-time-job ermöglicht und verantwortet. Hier tritt gelegentlich eine Konfusion der professionellen und der dogmatischen Rela-

tion ein, vor allem in der Weise, daß die Kirche professionellen Ansprüchen mit dogmatischer Autorität begegnet. Der Zölibat hat, besonders tief in der sakramentalen Heilsverwaltung der Kirche verankert, als durchgängig praktizierte Institution sicherlich den Sonderstatus des Priesters markant unterstrichen. Aber ist dies fürs theologische Amtsverständnis gut gewesen? Sind hier nicht religionsgeschichtliche Tabu-Vorstellungen zugunsten hierarchischer Autorität mobilisiert worden? Ja ist er auch nur rein pragmatisch so wirksam geworden, wie man sich dies erhoffte? Hat er wirklich die vielgerühmte Disponibilität des katholischen Pfarrklerus gewährleisten können? Doch sicher nur in der Mobilarde der Kapläne, aber durchaus nicht mehr bei den residierenden Pfarrern! Und vor allem, ist diese religionsgeschichtlich geradezu geschwängerte Standesbürde der Priesterschaft nicht zu einem Danaergeschenk für ihren Stand geworden, indem so drei gravierenden Mißverständnissen Vorschub geleistet wird: zum einen, die Kirche meine letzten Endes eben doch eine sakrale Zone und einen besonderen Status als ihren »eigentlichen« Bereich, ausgrenzbar in der Welt, in der und für die Christus starb und auferstand; zum zweiten: das *eine* Priesteramt stehe qualitativ über der Fülle der Dienste und Aufgaben der Laienchristen im nachfolgenden Glauben; und endlich: die für den eigentlichen Zentralbereich der Kirche erforderliche Spiritualität sei in ihrer vollkommenen Gestalt eben doch leibfeindlich? Gewiß, dies alles sind vergrößernde Mißverständnisse. Aber werden sie nicht höchst wirksam bleiben, solange der Zölibat ihnen die Türen so weit aufhält? Mit oder ohne Zölibat, mit oder ohne Pfarrhaus, Pfarrfrau und Pfarrfamilie ist einer kirchlichen Erneuerung in ökumenischer Breite heute sicherlich sehr zentral eine Neukonzeption des Amtsbegriffs und der Amtswirklichkeit aufgegeben. Und ganz gewiß ist in allen Kirchentümern gerade das »Amt« der Punkt größter Resistenz gegenüber Veränderungen, weil es in ihm sowohl dogmatisch wie auch soziologisch um das organisierende Zentrum der ganzen Institution geht. Ein Unisono ökumenischer kirchlicher Amtsvorstellungen ist weder zu erwarten noch notwendig. Vielleicht würde es den Umgang mit der Zölibats-Tradition der römischen Kirche wenigstens auflockern und ihr darin die lebensdringliche Beweglichkeit wiedergeben, wenn sie sich hierin aus einer dogmatischen Versteifung lösen und zu einer pragmatischen Pluralität der Möglichkeiten entschließen könnte. Es wäre auch ein Schritt auf die Ökumene zu.

3) Für das deutsche protestantische Kirchenwesen ist das *Landeskirchentum* die markanteste Erscheinungsform. Zwar erscheinen die größeren Verbände, etwa die EKID, häufiger im Rampenlicht der Öffentlichkeit. Aber die Landeskirchen sind doch die eigentlichen Machtzentren des kirchlichen Lebens. Im übrigen läßt sich an ihnen der unlösliche Zusammenhang von organisatorischer Kirchenreform mit theologischer Kirchnerneuerung mu-

sterhaft verdeutlichen. Die Landeskirchen haben sich in geschichtlich zusammengehörigen Lebensräumen als theologisch geprägte Lebenseinheiten etabliert. Sie verteidigen nunmehr diesen überkommenen Lebensraum sowohl mit den Argumenten der theologischen Zusammengehörigkeit wie der institutionellen Gewohnheit, obwohl er in gesellschaftlicher Hinsicht für ihre Angehörigen eine Lebenseinheit gerade nicht mehr darstellt. In der Zähigkeit, mit der sie sich gegen einen Anschluß an die zeitgerechte Raumplanung sträuben, verleugnen sie einen Elementarfaktor ihrer eigenen Entstehung. Jedermann weiß ja, daß in ihnen die politisch längst überholten einstigen Fürstentümer das Zeitgeschick überwintern, ungeachtet aller Verschiebungen in der politischen Verwaltung, in den wirtschaftlichen Ballungszentren und in der geschichtlich und ökonomisch bedingten Bevölkerungsfuktuation. Ernsthaftester Hauptgrund ihrer Lebensfähigkeit ist zweifellos das konfessionelle Element, in dessen jeweiliger Eigenprägung ihre Verfassungen verankert sind. Im Blick auf ihre Angehörigen wird man in der Masse kaum mehr von einem eigenen, konfessionell akzentuierten landeskirchlichen Bewußtsein sprechen können. Wirksamer sind die von dort hergeleiteten spezifischen Gottesdienstgewohnheiten. Sie bilden wohl ein Zentrum der Resistenz, mit dem man nur mühsam fertig wird — sofern nicht das zunehmende Desinteresse an der gottesdienstlichen Veranstaltung und den landeskirchlichen Liturgien hier auf keineswegs erwünschten Wegen zur Elastisierung beiträgt! Mit ihrer Hilfe vor allem hält sich das landeskirchliche Gefüge bislang auch dort noch aufrecht, wo es administrativ und von den Lebensgewohnheiten der Menschen her fast nur noch wie ein einzwängendes Korsett wirkt.

Nun haben zweifellos viele Unionsversuche gelehrt, daß man mit diesem Problem auf dem Verordnungswege nur schlecht fertig wird. Auch wo, wie bei staatlichen Zusammenschlüssen oder im Fall grenznaher Oberzentren, die wirtschaftlichen und sonstigen Gegebenheiten die Landeskirchengrenzen zum Kuriosum machen, heben sie sie doch nicht aus eigener Kraft aus den Angeln. Das Problem liegt zweifellos in den Mentalitäten der konservativen kirchlichen Bevölkerungskerne fest und verbündet sich mit dem institutionellen Selbsterhaltungstrieb vorab der kleineren Kirchengebilde. Und gerade diese haben ja an der persönlicheren Intimität auch immer theologisch beachtliche Argumente für ihren Sonderstatus zu gewinnen vermocht. Die größeren Landeskirchen haben es in dieser Hinsicht leichter, modern zu sein — denn sie lachen in dieser Angelegenheit zuletzt auf jeden Fall am besten.

Sicher geht es beim Problem des Landeskirchentums vorrangig um eine Frage der Verwaltungsreform, um die Schaffung leistungsfähiger Verwaltungskörper, um Rationalisierung aus kirchlicher Verantwortung. Aber man

darf diesen Aspekt nicht isolieren. Das kirchliche Aufgabenpensum ist überhaupt großflächiger geworden. Es stehen überall Aufgaben ins Haus wie die einer besseren Spezialisierung der Funktionen, einer Verbesserung der dafür nötigen Ausbildungskapazitäten sowie der Einzugsgebiete und der Austauschmöglichkeiten. Es geht z. B. auch um die immer vordringlicher werdende Aufgabe kirchlicher Erwachsenenbildung, die mir zunehmend zu einem großen Organisationsproblem zu werden scheint und durch die landeskirchliche Kleinstaaterei empfindlich bedroht und geschädigt wird. Sicher droht jede Großadministration sehr schnell übermächtig zu werden und befördert den Einfluß der Experten. Dem muß man ins Auge sehen. Aber man wird wohl provinzielles Denken schwerlich dadurch überwinden, daß man es auch administrativ zementiert. Die bürokratischen Systeme brauchen und ermöglichen selbst die für sie notwendigen Kontrollinstitutionen.

Vor allem zwei Faktoren scheinen es heute nahezu legen und zu ermöglichen, das Landeskirchenproblem besser zu lösen: zum einen sind im Mixbecher der lebhaften Bevölkerungsbewegung die seßhaften landeskirchlichen Gewohnheiten heute von innen her weitgehend unterlaufen. Und zum andern ist der Stellenwert des Konfessionellen im ökumenischen Horizont heute auch für das allgemeine Bewußtsein ganz erheblich reduziert und relativiert. Man sollte heute ohne große Risiken diese neuen mentalen Möglichkeiten mit den alten raumplanerischen Notwendigkeiten vermitteln können. Vermutlich wird man von einer Analyse der Verhältnisse in den Grenz zonen auszugehen haben. Sodann wird man auch ins Mentale und ins Konfessionelle selber hineinzustoßen riskieren müssen. Denn alle gemeinsamen Ordnungsformulierungen kommen ja immer wieder zu konfessionell relevanten Artikulierungen. Man wird da nicht gut fahren, wenn man schlicht die jeweiligen konfessionellen Kernsätze addiert. Wahrscheinlich wird man weiterkommen, wenn man sich darin bescheidet und sie auf ein einwandfrei nichtfiktives Maß reduziert. Denn viele Interpretationsschwierigkeiten heutigen Glaubenszeugnisses kommen auch davon her, daß die maßgeblichen Dokumente zu viele fiktiv gewordenen Elemente enthalten. Im Ganzen steht man beim Landeskirchentum vor einem heute grundsätzlich lösbar gewordenen, wenn auch sehr umfänglichen Problem. Hier sollte weder wortreich begründete Behutsamkeit noch schlecht kaschierte egoistische Sorge um die eigene Autonomie zu einem furchtsamen Alibi für unterlassene, mögliche Schritte werden.

4) Die Forderung nach einer *Demokratisierung* im kirchlichen Dienstgefüge wird laut erhoben. Sie ist provozierend, wenn man die traditionelle Mentalität der kirchlichen Protestanten, aber auch die überall, besonders im römischen Katholizismus, sinnnenfällige hierarchische Strukturierung der kirchlichen Funktionen und Institutionen in Betracht zieht. Sie steht auch,

und nicht immer zu Unrecht, unter dem Ideologieverdacht; man hat in der Kirche schon viele Versuche erlebt, durch Wiederholung beliebter Stichworte mit der Zeit Schritt zu halten und im Gemeinwesen mit am Drücker zu bleiben. Die kirchliche Brauchbarkeit des Begriffs Demokratisierung ist auch theologisch umstritten. Daß die Kirche als eine Gewissensregion eine sehr große, schlecht abgrenzbare und etwas verschwommene Zone des Nicht-Abstimmbaren in sich trägt, leuchtet jedermann ein. Über die Geltung der zehn Gebote oder über das Bekenntnis zum auferstandenen Christus kann schwerlich abgestimmt und durch Mehrheit entschieden werden — freilich aber doch über die jeweils konkrete Interpretation jener Gebote und dieses Bekenntnisses! So oder so dürfte unter dem Stichwort der Demokratisierung gerade in der Kirche das Hauptaugenmerk der Aufgabe gelten, die Majorisierung des Gewissens durch Mehrheitsbeschlüsse zu verhindern. Darin kann die Tatsache bestärken, die man hierzulande noch zu wenig gewahrt wird: daß die Normalsituation des Kirchentums in der Ökumene, im Gegensatz zur Lage in der BRD oder in den angelsächsischen Staaten, die der Minorität ist.

Nun bin ich weit davon entfernt, die Demokratisierung in der Kirche für eine Art von Heilsgeschehen zu halten, wie es manchmal bei ihren eifrigsten Verfechtern scheinen könnte. Aber die theologischen und kirchlichen Reaktionen auf diese Forderung wollen mir ebensowenig behagen. Wovor bekommt man denn dort in Wahrheit eine Gänsehaut? Um welche Besonderheiten der Kirche ist man dort so ungewöhnlich bange? Sicher besitzt die Kirche besondere Strukturen, die ihren besonderen Funktionen angemessen sind und eigenständig in ihr erwachsen oder modifiziert wurden. Das wird so bleiben. Aber muß man nicht sehen, daß sie jedenfalls in ihren Außenkontakten, und also in ihren entscheidenden Lebensäußerungen, gewiß keine anderen als eben die allgemein gültigen gesellschaftlichen Konditionen bekommen kann? Ich denke dabei daran, daß sie nicht einfach der Gesellschaft wie ein Partner gegenüber steht, sondern immer auch deren Bestandteil ist. Und so ist es ja bei ihren entscheidenden Lebensäußerungen doch immer auch um Mitwirkung bei der öffentlichen Meinungsbildung, bei der Versachlichung von Problemen und bei der Vermenschlichung von Zwangslagen zu tun, oder um das Anbringen ihrer spezifischen Hilfemöglichkeiten in allgemeinen Menschheitsnöten, oder ganz zentral um das Stiften von persönlicher Freiheit und freier Solidarität, von Lebensmut zur Gemeinschaft und zur Einsamkeit, um Emanzipationshilfen und Bildungsprozesse für Gruppen und für einzelne Menschen. Dies alles geht nicht nur in einer Welt mit überwiegend demokratischen Spielregeln vor sich, sondern hat auch von eben diesen Lebensäußerungen selber her einen Trend zu solchen Spielregeln in sich. So halte ich sehr wenig von der bloßen Programmatik,

die dann doch nur zu einer bloßen Schematik in der Anwendung der Demokratisierungsforderung führen würde. Ich halte aber sehr viel davon, daß unter dieser Parole, so anstößig und parterre formuliert sie auch klingt, man sich in Kirchen und Gemeinden einübe in allen zur Selbstkontrolle, zum Selbstschutz vor dem Übergewicht des Administrativen und vor aller Selbstherrlichkeit der Entscheidungsgremien und Aktionsgruppen nötigen und nützlichen Verfahrensregeln und Verhaltensweisen. Die Kirchen könnten hier doch wohl von dem für sie konstitutiven Respekt vor dem Gewissen des andern aus sogar vorbildlich werden für mitmenschlichen Umgang miteinander und mit Sachproblemen unter den Bedingungen der pluralen Gesellschaft. Hier scheint mir die Selbstzucht demokratischer Verfahrensweisen sogar von geistlicher Bedeutung zu sein. Hat nicht etwa gerade die oft so betonte Glaubensbrüderlichkeit und die damit verbundene Einheits-erwartung manchmal etwas von einem lästigen Unterwerfungsanspruch, ja sogar einen Trend zum geistlichen Terror in sich? Könnten hier nicht die demokratischen Spielregeln etwas von der Freiheit der Kinder Gottes zur Geltung bringen, sofern sie nicht zum zeitraubenden Methodenspiel mißbraucht werden? Ich meine, daß hinter der umstrittenen Parole der Wunsch zu respektieren ist, die vielzitierte Mündigkeit der Christen möge gerade in der Kirche mehr als ein violettes Plakat sein. Und ich meine weiter, daß es im Ja zu dieser Parole für die Kirche darum geht, sich ihrer Möglichkeiten in der pluralen Gesellschaft zu bedienen, ohne ihr Konto zu überziehen und sich also dann unter ideologischen Diktaturen zum Anwalt der Freiheit zu machen. Sie wird ihr aber auch kirchenintern zugutekommen, sofern sie auch dort ihren eigenen, kirchenspezifischen Pluralismus zu bestehen hat, der sich im Neuen Testament selbst schon ebenso buntfarbig darstellt wie heute etwa in der gesamten Genfer Ökumene.

Das Schlagwort von der Demokratisierung kann die Kirchen daran erinnern, daß der ihnen jeweils mögliche Consensus zu keiner Zeit für sie leicht zu erringen war, und daß er wohl immer weit hinter den Erwartungen der Verkündigungstheokraten zurückblieb. Es wird den Kirchen intern und miteinander nur gut zu Gesicht stehen, wenn sie keine größere Einheitlichkeit darstellen wollen, als sie herstellen können. Und darum meine ich sogar, daß es nicht bloß für eine adäquatere Repräsentation der Kirchenmitglieder in den synodalen Gremien der Kirchen besser wäre, wenn man vor dem Gedanken an kirchliche Parteien nicht bloß zurückzuckte, soviel des Bedenklichen auch damit verbunden ist. Ich denke vielmehr, es würden dann die Entscheidungsprozesse durchsichtiger, und dann käme vielleicht besser zum Ausdruck, daß auch sie ihren jetzigen Weg und ihre jeweiligen Stellungnahmen nicht einfach aus den ihr vorgegebenen Glaubensgewißheiten und Überlieferungen abzuleiten vermag, sondern beides gerade von der vorge-

gebenen und konstitutiven Tradition her immer nur gemeinsam suchen kann; daß also Glaubensgewißheit und Suchverhalten sehr wohl koexistieren können und die Freiheit des Glaubens auch die Freiheit zu unterschiedlichen Entscheidungen in sich schließt, solange wir im Spiegel und im dunklen Wort erkennen und uns kein höheres Charisma als die Liebe zur Verfügung steht.

5) Das Tagungsthema enthält darüber hinaus noch drei weitere Veranschaulichungen des Hauptthemas. Ich will versuchen, diese drei wichtigen Hinweise jetzt in einer einzigen Schlußbetrachtung zusammenzufassen.

a) Der erste Hinweis besteht in der Frage: *Müssen die Reformer emigrieren?* Die Frage ist verständlich angesichts der Schwerfälligkeit des kirchlichen Apparats und mehr noch vieler kern- und randkirchlicher Mentalitäten, vor deren alltäglicher und sonntäglicher Realität die Exodusprogramme hochgemuter Theologie oft wie Spaziergänge im Lande Utopia erscheinen, die auch ihre Verfasser stets nur im Geiste, aber selten zugleich professionell und familiär unternehmen. Viel geistlicher Elan erlahmt in der *captivitas ecclesiastica*. Und viel notvoller als die allenfalls bürokratische Schwerfälligkeit muten oft die heiligen Allianzen an, die heute unter dem Eindruck der gegenwärtigen Krisenerscheinungen einerseits und gerade auch der diskutierten kirchlichen Reformversuche andererseits in den Kirchen zustandekommen. Man fühlt sich offenbar von beidem ganz ähnlich in den eigenen Sicherheiten tief bedroht. Gewissensbeunruhigung und institutionelles oder berufliches Ruhebedürfnis schließen in Einzelpersonen und ganzen Gruppen einen Bund miteinander. Wo sollen die Reformer bleiben, wenn selbst erklärte Gegner der Demokratisierung in der Kirche beachtliche Begabungen entwickeln, als *pressure-group* auf die Kirchenleitung einzuwirken und mindestens einzelne, die durch irgendeinen Zufall zu einem Fall geworden sind, exemplarisch abzudrängen?

Man wird hier eine grundsätzliche Antwort zu geben haben: die Reformer können *nicht* emigrieren, wenn sie nicht demselben Schicksal verfallen sollen, das sie der Kirche ersparen möchten: zu einer geschlossenen Gesellschaft zu werden und dann als solche zu verkümmern. Emigration hieße doch nur entweder die *Retraite* in der elitären Kommunität oder das Versickern in der gesellschaftlichen Anonymität. Zweifellos gibt es heute eine Art von Ökumene der Progressiven quer durch die Konfessionen hindurch. Gewiß sind die Rubrizierungen progressiv-konservativ peinlich grob und vielfach unzutreffend. Es treten hier ja nicht etwa Erhalter des Alten und Besitzer des Neuen auseinander, sondern man hat es da mit zwei grundverschiedenen Verfahrensweisen im Bewahrenwollen des Bewahrenswerten zu tun, und mit zahllosen Übergängen zwischen diesen Haltungen. Aber es gibt verblüffende Übereinstimmungen in den Situationsdeutungen und

in den Intentionen, die so etwas wie eine dritte Denk- und Lebensebene in der Christenheit geschaffen haben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese »Ökumenismus der Progressiven« seine Zukunft in einer dritten Konfession sehen könnte. Er hat, etwas salopp geredet, von den vorhandenen Konfessionen gerade genug und schwerlich viel Neigung, eine weitere zu etablieren. So werden seine Anwälte wohl in den bestehenden Konfessionen bleiben wollen und auch dort bleiben sollen.

Freilich muß man diese grundsätzliche Sicht durch eine pragmatische Bemerkung ergänzen. Die Reformen können sich durchaus je und je in einer Art innerer Emigration befinden. Die Strategie einer Kirchenreform durch Reformdruck von außen her — durch ausgewanderte und in politische Positionen eingewanderte kirchenreformerische Aktivisten — scheint mir grundsätzlich unmöglich und auch taktisch ohne reelle Chance zu sein. Aber im Innern der Kirchentümer muß man nüchtern mit einer großen und anstrengenden Spannungsbreite rechnen, gerade wenn hinter die Reformmaßnahmen einige Entschlossenheit gesetzt wird. Man wird da die Toleranzgrenze der Kirchengemeinschaft sehr weit ausdehnen müssen und nicht wenig mißtrauische und schmerzhaftes Nebeneinander zu ertragen haben. Dieser Zustand ist keineswegs neu für die Kirchen. Nur wird er jetzt auch äußerlich hörbarer und erfahrbarer, weil die Gegensätze nicht mehr nur die Kanzelinterpretationen des Glaubens, sondern auch seine gesellschaftlichen und politischen Konkretionen und die experimentierende Neugestaltung der kirchlichen Lebensformen betreffen. Man wird darüber zum Beispiel den Humor nicht verlieren dürfen; der Fanatismus war stets ein schlechter Zeuge des Evangeliums. Die Geschichte veranschaulicht in vielen Varianten, daß sich auch in den Kirchen noch niemals eines für alle geschickt hat, vom Christusbekenntnis in seiner Einzelartikulation bis zur Gemeinschaftsbildung und zur persönlichen Lebensgestalt. Wer kirchliche Gebräuche, Gemeinschaftsformen und -formeln außerhalb ganz konkreter Bekenntnissituationen in den Rang von Heilsbedingungen erhebt, der versperrt Türen, die das Evangelium offen läßt. Wir möchten damit nicht der Willkür des Beliebigen das Wort reden, wohl aber der Willkür verabsolutierender Identifikationen widersprechen.

b) Der zweite Hinweis hat den *Ökumenismus als die Bedingung kirchlicher Erneuerung* bezeichnen wollen. Ich möchte diese Feststellung uneingeschränkt bejahen. Ich glaube nicht, daß er dadurch falsch wird, daß es auch einen bloß modischen Ökumenismus gibt und frage mich immer etwas mißtrauisch nach den mutmaßlichen Hintergründen, wenn man sich mit diesem Hinweis auf eine oberflächliche Begleiterscheinung eines weltweiten Geschehens so auffallend beeilt. Konfessionelle Traditionen sind gewichtig. Aber trotz aller Sprachschwierigkeiten in der zeitgemäßen Artikulation

des christlichen Glaubens und trotz aller Mühe in der Verständigung über die Anwendung christlicher Normen in konträr strukturierten politischen Systemen gibt es heute unterschwellig, aber doch auch schon offenkundig so etwas wie ein ökumenisches Bewußtsein in der Christenheit, das breiter ist, als die konfessionellen Mandatare erkennen lassen. Es scheint mir den meisten kirchlichen Theologien offizieller Bauart ein gut Stück voraus zu sein und gegen deren Ansprüche eine recht gesunde Unempfindlichkeit an den Tag zu legen. Ich sehe darin eines der wichtigsten Unterpfänder für meine Hoffnung auf eine kirchliche Erneuerung. Und mir scheint, daß gerade die jüngste und riskanteste Entwicklung der ökumenischen Bewegung erst wirklich aus der dominierenden Fixierung an die Vergangenheit heraus- und über die Bemühung um bloße zwischenkirchliche Toleranz hinausgeführt und echte Ursprungskräfte des christlichen Glaubens mobilisiert hat. Hat man dort nicht die Tragik kirchlicher Selbstbeschäftigung angesichts globaler Weltbedrohung begriffen und die Nötigung akzeptiert, Weltverantwortung im Namen Gottes nicht nur zu deklamieren, sondern sie praktisch zu organisieren und aktiv auszuüben? Hier liegt meines Erachtens eine große Chance für die Kirchen vor, von den überall wirksamen klerikalischen Denkmustern loszukommen. Und hier ergibt sich gerade auch für die abendländische Christenheit in den alten christlichen Ländern eine neue Gelegenheit, sich aus den dort so selbstverständlichen Gleichsetzungen christlicher Existenz mit mittelbürgerlichen Denk- und Lebensmustern herausnötigen zu lassen, die wir schwerlich anders als in der konkreten Partnerschaft mit anderen, jüngeren Kirchen werden loswerden können.

Entschlossenes Zugehen auf die gemeinsame Verantwortlichkeit in der einen Weltgesellschaft, und zwar unter dem Vorzeichen einer sehr unsentimentalen Diakonie, und also in striktem Gegensatz zu einer Weltkonstellation, in der alles die vorhandenen Machtblöcke zum ideologiegetragenen Griff nach der Weltherrschaft hinzudrängen droht – darin scheint sich mir heute eine neue Erfahrung der Universalität des Evangeliums Gottes im Namen Jesu anzukündigen. Es ist eine Erfahrung, die im stillen die Kirchentümer und ihre Sprachnöte und Kommunikationsschwierigkeiten schon weit überholt hat.

c) *Befindet sich der Glaube auf dem Rückzug?* lautet die letzte Frage. Es gibt heute einen erheblichen Schrumpfungsprozeß in den Kirchen. Er betrifft die christliche Kirchlichkeit gewohnten Stils, und sein Ende ist noch keineswegs abzusehen. Auf nicht wenige Kirchenmitglieder wirken die neuen Nötigungen und Möglichkeiten globaler Weltverantwortung und die neuartigen kirchlichen Bemühungen, ihnen nachzukommen, eher erschreckend. Sie haben die verständliche Sorge, die Kirche könnte sich daran bloß übernehmen. So wird für sie der Rückruf zum »Eigentlichen« der Kirche

zum rettenden Ruf, in Wahrheit aber zu einer verführerischen Losung. Sicher genügt der Hinweis auf die Ökumene allein noch nicht, um den Verdacht zu entkräften, der Glaube befinde sich heute auf dem Rückzug. Er könnte sich ja auch gerade in der weltweiten Verantwortungsmühe und in den diakonischen Großanstrengungen auf der Flucht in die Werke befinden. Rückzug ins Zentrum oder Flucht nach vorne: was der Glaube ist und vermag, wird sich doch wohl erweisen müssen und alleine darin erweisen können, wie intensiv christliche Kirchen, Gruppen und Einzelmenschen unbeirrbar daran bleiben, mit oder ohne zählbare Erfolge nicht kirchliche Belange, sondern die Sache des Menschen in allen gewichtigen Schattierungen unter den Drängen und Zwängen der Weltentwicklungen zu vertreten. Wie intensiv sie also eintreten für die Unersetzlichkeit der menschlichen Person in allen zwischenmenschlichen, gesellschaftlichen Beziehungen; und auch dafür, daß diese menschliche Person dort nicht zu einer bloß noch funktionierenden Nummer plattgetreten wird, für deren Unersetzlichkeit und Unvertauschbarkeit einzutreten dann freilich kein Anlaß mehr bestünden. Wenn irgendwo, dann liegt doch wohl hier das Proprium des christlichen Auftrags, das in der Erscheinung Christi verankert ist. Ein Proprium, das die vielen Kirchen nicht unter den vielen Menschen ab- und ausgrenzt, sondern sie gerade an diese vielen Menschen weist und mit ihnen verbindet. Ein Proprium, das sie anhält, der so vielpropagierten und oft so fanatisch agierenden, aber auch fanatisch bekämpften »Humanität ohne Gott« nicht Bannbullen und metaphysische Drohungen, sondern eine in der Nachfolge des menschengewordenen Christus gelebte Humanität mit Gott entgegenzustellen. Die Kirchen und alle Christen haben angesichts des heutigen Weltpanoramas sicherlich habhafte Gründe, bescheiden von den Kräften ihres Glaubens zu denken. Aber auch eine zweite Reformation wird sie an nichts anderes und vor allem an nichts Besseres zu erinnern haben als an die Tatsache, die das Evangelium im Neuen Testament als unumstößlich behauptet: daß Gott im Namen Jesu den Glauben zur Heilssache des Menschen gemacht und also sehr groß von diesem bei uns oft so kleinen Glauben gedacht und diesem einen Glauben alles zugetraut hat.